

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

1. Der Freiheitskampf der Stedinger.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Untertertia.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der Freiheitskampf der Stedinger	1	6. Bidder Lüng	22
2. Das Klottschießen der Friesen	6	7. Der Halligmatrofe	24
3. Eine Marschenfahrt	13	8. As de Großherzog Friedrich	
4. Selbsthilfe	18	August dat Keeger freeg	25
5. Admiral Sehestedt	19		

I. Der Freiheitskampf der Stedinger.

Nach Poppe: Heimatkunde. Oldenburg, 1869, und Schumacher: Die Stedinger. Bremen, 1865.

Das alte Stedingerland war weit größer als das jetzige. Es erstreckte sich außer über das frühere Amt Berne nicht nur über die sogenannten vier Marschvogteien (Moorriem, Oldenbrook, Strückhausen, Hammelwarden) bis Ovelgönne, sondern auch jenseits der Weser über die Osterstader Marsch. Stedingerland ist eine der Wesermarschen, die zuerst eingedeicht wurden. Schon im Jahre 1106 ließ der Erzbischof von Bremen fleißige Ackerleute aus Holland kommen, um das sumpfige Land einzudeichen. Unter den vorteilhaftesten Bedingungen übergaben die Erzbischöfe ihnen das Land. Die Abgaben waren sehr niedrig; denn die ersten Ansiedler hatten weiter nichts zu bezahlen, als von jeder Hufe Landes (4200 Meter lang und 180 Meter breit) jährlich 1 Denar (18 Pfennige) und den Vieh- und Fruchtzehnten. Immer mehr friesische Kolonisten eilten herbei, und der Wohlstand der neuen Anbauer wuchs von Jahr zu Jahr. Sie bildeten eine freie Bauernrepublik; selbstgewählte Richter schlichteten nach altem Friesenrechte die inneren Streitigkeiten. Sie fühlten sich um so unabhängiger und wachten um so eifersüchtiger über ihre Freiheit, da sie Grund und Boden den Fluten abgerungen, gleichsam selbst erschaffen hatten.



Den oldenburgischen Grafen und bremischen Erzbischöfen lag aber das Land zu gelegen, als daß sie nicht danach getrachtet haben sollten, dasselbe ihrer ausschließlichen Herrschaft zu unterwerfen. Sie fingen deshalb nach und nach an, im Stedingerlande Burgen anzulegen, so zu Lichtenberg und Lienen. Auf diese Burgen setzten sie Burgmänner, welche die freien Bauern allmählich zu Leibeigenen zu machen suchten. Sie mischten sich unberufen in die Rechtshändel des Volkes, vergrößerten Zins und Abgaben, überfielen sogar die zur Kirche fahrenden Frauen und Töchter der Stedinger und schleppten sie auf ihre Burg. Die Erzbischöfe und die niedere Geistlichkeit wetteiferten mit den Burgvögten; statt der festgesetzten elften Garbe forderten sie die zehnte, und was die Bauern ihnen freiwillig als Geschenk gebracht hatten, machten sie zur Pflicht. Solche rohe Übergriffe und Bedrückungen wollten sich die freien Friesen nicht länger gefallen lassen. Sie versammelten sich nachts im Walde zu Brokdiek, um des Landes Not zu beraten, zogen dann in großen Scharen gegen die Zwingburgen, erstürmten und schleiften sie und erschlugen die verhafteten Burgmänner (im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts).

Dagegen gehört die Geschichte vom Beichtgrofchen der Sage an. Diese erzählt: Die Frau eines angesehenen Stedingers (des Volko von Bardenfleth) ging am Tage vor Ostern (1204) in die Berner Kirche zur Beichte und gab dem Priester einen Flinderken als Beichtgeld. Da dem habfüchtigen Geistlichen dieser Beichtpfennig nicht genug war, so beging er die Schamlosigkeit, der Frau folgenden Tags, als sie das heilige Abendmahl genießen wollte, die Münze statt der Hostie in den Mund zu schieben. Eine solche öffentliche Beschimpfung erbitterte den Mann der tiefbetrübten Frau so, daß er hinging und den frechen Pfaffen erschlug. Nun verlangte der Erzbischof Hartwig die Auslieferung des Priester Mörders; allein die Stedinger weigerten sich, verjagten die Abgesandten und töteten sogar einige.

Geschichtlich ist aber, daß die Stedinger um diese Zeit auch mit dem Erzbischof von Bremen in Streit gerieten. Er belegte das Land mit dem Interdikt: alle gottesdienstlichen Handlungen wurden verboten, die Altäre ihres Schmuckes beraubt, alle Heiligenbilder und Kreuze umgestürzt, das Läuten der Glocken wurde untersagt, kein Sakrament sollte verwaltet, keine Leiche in geweihter Erde begraben, keine Ehe vor dem Altare eingesegnet werden; das ganze Land sollte unter dem Fluche liegen. Allein solche Maßregeln erbitterten die Stedinger nur noch mehr; sie verjagten sämtliche Geistliche aus ihrem Lande und verweigerten den Zehnten gänzlich. Sie verbanden sich mit den Osterstaden und Austringern und legten im Süden des Landes zum Schutze gegen die Bremer einen Graben und einen hohen Stein-

damm an. Auch bauten sie, um sich schneller vereinigen zu können, ihre zerstreuten Häuser am Deiche näher zusammen. Die verjagten Priester und Mönche durchzogen inzwischen alle umliegenden Länder und schilderten die tapferen, freiheitliebenden Männer als die unsittlichsten, ungläubigsten Menschen.

In den folgenden Fehden der Stedinger mit den oldenburgischen Grafen wurde besonders Moorriem theils durch Wasserfluten infolge der zerstörten Deiche, theils durch feindliche Krieger gänzlich verwüstet. Die Chroniken erzählen, das Land sei unter dem Greuel der Verwüstung sieben Jahre lang unbebaut liegen geblieben, und die Wölfe hätten in der Kirche zu Elsfleth ihre Jungen geworfen.

Mehrere Jahre hatten die Stedinger nun Ruhe, und in dieser Zeit strömten aus allen Gegenden, namentlich aus Westfalen und den Niederlanden, Menschen, die ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, nach dem Stedingerlande, unter anderen auch viele Waldenser. Dadurch erhielten ihre Streitkräfte einen sehr starken Zuwachs, so daß bei dem damaligen Erzbischofe Gerhard II. die ernstlichsten Besorgnisse erregt wurden. Er beschloß jetzt, alles aufzubieten, um das kühne Volk zu demütigen. Schon Hartwig hatte vom Papste das Versprechen erhalten, daß im äußersten Falle gegen die Stedinger das Kreuz gepredigt werden solle. Hiervon machte Gerhard jetzt Gebrauch. Damals hatte der Papst Gregor IX. eine Kezerverfolgung (Inquisition) angeordnet, durch welche ganze Länder in unsägliches Elend gestürzt und Tausende unschuldiger Menschen verfolgt, lebendig verbrannt oder in anderer gräßlicher Weise zu Tode gemartert wurden. Es waren eigens Priester dazu bestellt, die den Glauben der Menschen überwachen und Andersglaubende zur Verantwortung ziehen mußten. Diese Kezerrichter erstatteten nun über die Stedinger an den Papst einen Bericht, worin es hieß: Die Stedinger verachten die Kirche, vergießen Blut wie Wasser, töten die Priester und nageln sie zur Beschimpfung des Kreuzes Christi kreuzweis an die Wand. Sie glauben ein zweifaches, höchstes Wesen, verehren sogar den Bösen, den Asmodi, unter einem abscheulichen Ammonsbilde, opfern demselben ihre Kinder und glauben, Luzifer sei mit Unrecht von Gott verstoßen und werde dereinst wieder in den Himmel kommen. Das Sakrament des heiligen Abendmahls wird aufs ärgste gelästert; den Leib des Herrn (die Hostie) tragen sie im Munde nach Hause und werfen ihn weg. Sie fragen Zauberer und böse Geister um Rat. Wenn jemand zuerst in ihre Geheimnisse eingeweiht wird, so erscheint ihm erst eine Kröte, mitunter so groß wie eine Ente oder eine Gans, ja bisweilen von dem Umfange eines Backofens; diese muß er küssen und von der Zunge des Thieres den Geifer schlürfen. Darauf erscheint ein blaßes Menschen-

bild mit kohlschwarzen Augen und so mager, daß die Haut nur auf den Knochen zu hangen, das Fleisch aber weggefressen zu sein scheint. Wenn der Neuling dieses küßt, so dringt ein kalter Schauer durch seine Glieder, und mit diesem Schauer schwindet aller wahre Glaube aus seinem Herzen. —

Solche und noch andere unsinnige Lügen erfannen sie, und die Folge war, daß der Papst den Bann auf die armen Stedinger schleuderte und der Kaiser Friedrich II. die Reichsacht über sie aussprach. In der Achtsformel hieß es: „Wir erlauben euch männlichen uf den Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid hat, da sollt ihr keins haben, und wir weisen euch die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels!“

Überall predigten nun die Priester und Mönche das Kreuz gegen die „Steder Ketter“ und schilderten sie als die ruchlofesten Gottesverächter, durch deren Vertilgung sich jedermann die ewige Seligkeit verdienen könne. Den Teilnehmern verhießen sie reiche Beute und den päpstlichen Ablass. Aus Sachsen, Brabant, Flandern, Holland, dem Rheinlande, Westfalen und anderen Ländern strömten nun Abenteurer unter Grafen und Herzögen herbei, ließen sich das Kreuz auf die Schulter heften und versammelten sich im Frühjahr 1234 zu Bremen.

Schon vorher, im Jahre 1233, hatte Gerhard die Osterstader geschlagen, und da auch die Rustringer sich zurückgezogen hatten, so standen die westlichen Stedinger ganz allein. Sie hatten aber von Himmelskamp und Schönemoor an bis Altenesch starke, dreifache Verschanzungen aufgeführt, deren Spuren man noch heutigentags verfolgen kann. Dabei war das bedrängte Häuflein immer auf seiner Hut; sie überfielen den Feind, wo er nur eine Blöße zeigte, und zerstörten die vom Erzbischofe erbaute Schlutterburg. Bei Himmelskamp erfochten sie noch einen glänzenden Sieg. Der Graf Burchard von Wildeshausen zog nämlich heran und wollte mit 2000 Streitern zum Kreuzheere stoßen. Er wollte sich schnell einen Lorbeer erringen, griff die Feinde bei Himmelskamp an, wurde aber gänzlich geschlagen und fand mit vielen der Seinigen ein klägliches Ende. Hierdurch wurde der Mut der Stedinger nur noch erhöht und ihre Hoffnung auf Sieg noch gestärkt.

Immer näher rückte nun der verhängnisvolle Tag heran. In Bremen war eine ungeheure Menschenmenge zusammengeströmt. Da wogte es straßauf und -ab in buntem, hoherregtem Gewühl, Ritter und Knechte, Mönche, Priester und Kriegsteute, Grafen, Fürsten und Herzöge. Im Dome zu Bremen hielt der Erzbischof mit allem Pompe ein großes, feierliches Hochamt, wobei alle Waffen geweiht, alle Kämpfer für den heiligen Streit eingeseget wurden, und jeder, der

am Zuge teilnahm, Ablaß erhielt. Dann brach das Heer der Kreuzbrüder zu Wasser und zu Land nach Stedingen auf. 40 000 Mann war es stark und wurde vom Herzog Heinrich von Brabant angeführt; alle waren wohlbewaffnet, größtenteils beritten. Dagegen betrug die Macht der Stedinger nur etwa 11 000 streitbare Männer; aber es war eine todesmutige Schar, die für die höchsten Güter der Erde stritt, für Freiheit und Recht und für den lieben, teuern Heimathboden, den die Väter mit Mühe und Not den Fluten abgerungen, viele Jahre hindurch hartnäckig verteidigt und oft mit ihrem Blute getränkt hatten; es war eine Schar, deren Wahlspruch hieß: „Lieber tot, als Sklav!“ — Bewaffnete Greise und Knaben, Frauen und Jungfrauen sah man in den Reihen; drei gewählte Führer standen an der Spitze dieser Helden-schar: Bolko von Bardensleth, Thammo von Huntorp und Detmar tom Dyk, drei schlichte, tapfere Bauern.

Am Morgen des 27. Mai rückte das mächtige Kreuzheer über eine Brücke, die man über die Dchtum geschlagen hatte, heran. In keilförmiger Schlachtordnung stellte sich ihm das mutige Bauernheer bei Alteneesch entgegen. Die drei Anführer gingen durch die Reihen und ermutigten ihre Waffenbrüder, als edle, freie Friesen lieber in der Schlacht zu fallen, als zu leben in Schmach und Knechtschaft. — Das Kreuzheer machte den Angriff, indes in der Ferne auf dem Deiche die hebedenden Mönche das berühmte, uralte Lied sangen: „Media in vita“ — „Mitten wir im Leben sind u. s. w.“ —, um vom Himmel den Sieg zu ersehen.

Fast wie ein Zauberlied, das die Schwerter der Keger stumpfte und ihre Sehnen schwächte, erscholl dieser Gesang und belebte den Mut der Scharen. Der stürmische Angriff des Grafen Florentin von Holland begann; aber die Stedinger wichen nicht. Wie wütende Hunde erschienen sie den Augen der Kreuzträger. Immer mehr von diesen wurden ins Gefecht gezogen; immer wilder ward das Streiten, immer lauter der Gesang der Geistlichkeit und das Kampfgeschrei der Stedinger. Graf Heinrich von Oldenburg, der hoch zu Roß in das Getümmel sprengte, ward aus dem Sattel gehoben und erschlagen; schon war mancher Ritter in den Staub gesunken, ein Gerhard von Mulswerth, ein anderer Edler, Gerhard von Dieft, waren getötet, löwenstark wehrten sich die Bauern. Allein die Scharen des Kreuzheeres waren zu zahlreich, Heinrich von Brabant ließ sie immer weiter sich ausbreiten, mehr und mehr wurden die Bauern umzingelt. Schon waren sie kampfes matt, als Graf Dietrich von Cleve mit frischer Mannschaft wider sie losbrach. Sein Angriff brachte die Entscheidung. Die Bauern wichen, ihre besten Helden lagen auf dem blutgetränkten Gefilde, von Lanzen durchbohrt, von Rossen zerstampft. An einen Rückzug

war nicht zu denken, bis zum letzten Augenblicke hielten die Bauern aus, nur wenige wandten sich zur Flucht. Die meisten von ihnen wurden von den Nachsetzenden erschlagen. Manche kamen um in den Gewässern und Mooren; nur einzelne erreichten glücklich die Hunte.

Über 6000 der Stedinger waren getötet. Es war ein ganzes Volk, das bei dem unheilvollen Hügel St. Veit der Vernichtung preisgegeben war, aber auch 4000 Kreuzfahrer waren gefallen. Die Toten wurden ohne Unterschied in gemeinsamer Gruft zu Alteneesch und Warfleth begraben. Die geringen Überbleibsel des Volkes wurden, da sie um Vergebung baten, vom Papste begnadigt. Die Oberherrschaft über das Land wurde dem Erzbischof von Bremen und den oldenburgischen Grafen verliehen.

Sechshundert Jahre nachher, im Jahre 1834, hat man das Andenken jenes Tages erneuert und auf dem Schlachtfelde zu Alteneesch am Jahrestage des Kampfes ein Denkmal errichtet. Da erhebt sich nun hart am Deiche ein mäßiger Hügel (St. Veit) und trägt auf einem Sandsteinsockel einen einfachen, eisernen Obelisken, den ein eisernes, sinnig aus Kreuzen und Schwertern gebildetes Geländer einzäunt. Die Inschrift auf der Vorderseite lautet: „Den im Kampfe für Freiheit und Glauben auf diesem Schlachtfelde gefallenen Stedingern.“ Rechts steht: „Am 27. Mai 1234 unterwarf den mächtigen Feinden das tapfere Volk“; links: „Volko von Bardenfleth, Thammo von Huntorp, Detmar tom Dyk fielen als Führer mit ihren Brüdern“, und endlich hinten: „Am Jahrestage der Schlacht 1834 geweiht von spätem Nachkommen.“

2. Das Klottschießen der Friesen.

Pöppe: Zwischen Ems und Weser. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, 1902.

Im Herbst des Jahres 1857 wurde ich in einem Kirchdorfe der oldenburgischen Marsch angestellt. Ich hatte schon öfter vom Klottschießen gehört und nahm mir deshalb vor, falls es im kommenden Winter vor sich gehen würde, die Gelegenheit zu benutzen und es mit eigenen Augen zu sehen. Der Winter kam und zwar mit einem klaren, trockenen, dem Klottschießen günstigen Froste. Der Boden der weiten Marschebene war hart wie eine Tenne und frei von Schnee. Da saß ich eines Abends in dem Wirtshause des Dorfes, wo auch mehrere Bauern versammelt waren, die sich unterhielten über das Wetter, ihren Viehstand, den Stand der Wintersaat und andere Gegenstände, die den Marschbauer interessieren. Plötzlich sagte einer auf plattdeutsch: „Nun wäre es Zeit zum Klottschießen; die Erde ist trocken und hart wie ein Brett, und das ‚junge Volk‘ übt sich schon alle